



Nicht nur die Toiletten sind für Damen und Herren getrennt – darauf verweisen diese Schilder. Die Geschlechtertrennung regiert das gesamte öffentliche Leben.

Fotos: Eglau

Glasnost im Land der tausend Prinzen

Saudi-Arabien Frauen dürfen nicht arbeiten, Menschenrechte im westlichen Sinne existieren nicht. Und doch strebt der 85-jährige König Abdullah die Modernisierung der Gesellschaft an. In dem tiefkonservativen Land entstehen Oasen der Freiheit. *Von Martin Gehlen*

Ahmed Bakri zieht genüsslich an seiner Wasserpfeife. Leise säuselt die libanesische Diva Fayrooz aus den Lautsprechern. In den Ecken sitzen junge Paare und halten Händchen. Einige Freundinnen entspannen sich bei Tee und Orangensaft vom Basketballtraining im Gold's Gym nebenan.

Sie alle haben sich hinter die schwarz getönten Scheiben der Fratelli Lounge in Dschidda verzogen – rechtzeitig vor dem abendlichen Pflichtgebet in der Moschee. „Im Westen gibt es nur platte Klischees über Saudi-Arabien“, stichelt der 33-jährige Computerspezialist Bakri. „Wir sind superreich, misshandeln unsere Frauen und lassen sie nicht Auto fahren.“ Schon einen kräftigen Lungenzug später räumt er ein, dass sein Land es diesen Kritikern auch besonders leicht macht. Hier werden Menschen öffentlich ausgepeitscht oder mit dem Schwert enthauptet.

„Warnung – Todesstrafe für Drogenkuriere“ steht in fetten Lettern schon auf der Einreisekarte, mit der das Königreich jeden Besucher am Flughafen empfängt. Dieses Königshaus, zu dem 4000 Prinzen gehören, leitet die Geschicke des Landes. Die Sklaverei wurde erst 1962 abgeschafft. Frauen dürfen nicht arbeiten, reisen, heiraten oder einen Arzt aufsuchen ohne die Genehmigung eines männlichen Familienmitglieds. Ein Vater kann seine zwölfjährige Tochter zur Ehe mit einem 80-jährigen Mann zwingen. Und am diesjährigen Valentinstag sah die Religionspolizei mal wieder richtig rot und beschlagnahmte in Boutiquen alles in der Farbe der Liebe: Rosen, Pralinendosen in Herzform, ja selbst Geschenkpapier. Trotzdem gibt es viele kluge Leute, die hingebungsvoll über Kunst und Kultur philosophieren, auch wenn im ganzen Land nicht ein einziges Theater oder Kino existiert. Alltag in der Heimat des Propheten Muhammad: an widersprüchlichen und wunderlichen Details herrscht hier wahrhaft kein Mangel.

Und doch tut sich Erstaunliches. Glasnost in Saudi-Arabien. Das Königreich sucht seinen Weg in eine offenere Zukunft. Das jedenfalls versichern alle, mit denen man dieser Tage ins Gespräch kommt, auch wenn den einen das Tempo der inneren

„Wir leben zerrissen zwischen der modernen und der religiösen Welt.“

Abdullah Hamidaddin, Politologe

Studium in die USA oder nach Europa, kehren voller Ideen heim und sind entschlossen, sich neue Spielräume zu erobern. Wie der Kreis von drei Dutzend junger Frauen und Männer, die sich jeden Mittwochabend im ersten Stock des Cafés Andalusia an der Prinz-Sultan-Straße treffen.

Der Name ist Programm. Andalusien – das stand im islamischen Mittelalter für Kultur und Geist, Aufklärung und religiöse Vernunft, Poesie und Literatur. Im Kreis stehen breite, dunkelblaue Sofas. An den Wänden Bücherregale und zeitgenössische Kunst. Die Atmosphäre in dieser saudischen Oase der Freiheit erinnert an literarische Salons im kommunistischen Osteuropa, wo man unzensuriert reden konnte. Das wöchentliche Thema wird per Facebook vereinbart, Moderator ist Abdullah Hamidaddin, der Linguistik und Politik studiert hat. „Wir leben zerrissen zwischen zwei Welten, der traditionell-religiösen und der modernen Welt“, sagt er. Bei dem



Saudische Schönheit im schicken Shoppingzentrum: geschminkt, aber korrekt gekleidet.



Der Kopf ist bedeckt: zwei saudische Männer in der traditionellen Kleidung ihres Landes.



Stolzer Vater mit Kindern: Familienausflug auf den King Tower in der Hauptstadt Riad.

Abend über Erotik und Anziehung platzte der Clubraum in dem wohl prudesten Staat der Welt aus allen Nähten. Zum Thema Gebet debattierten überzeugte Atheisten höflich mit jungen Frommen, die Angst vor der Hölle haben. Diese Woche geht es um den mit einem Oskar gekrönten, amerikanischen Film „Vergiss mein nicht“. Alle haben den Streifen auf dem Computer gesehen. Intensive zwei Stunden dreht sich die philosophische Diskussion um das Verhältnis von Erinnerung und Identität.

„Ich bin hier, um mich persönlich weiterzuentwickeln“, sagt ein 24-jähriger Ingenieur, der beim staatlichen Ölkonzern Aramco arbeitet. Er lebe gerne in Saudi-Arabien. „Aber manchmal ist es richtig hart“, murmelt der schlaksige junge Mann, bevor er sich mit einem festen Händedruck verabschiedet. Früher habe es viele rote und wenig grüne Linien gegeben. „Heute sind die meisten Linien gelb – man weiß nicht genau, ob man sie schon überschreiten kann oder nicht.“

Seit König Abdullah vor gut vier Jahren den Thron bestiegen hat, herrscht Aufbruchstimmung im Land – „nichts Schnelles und Mutiges, aber die Richtung stimmt“, wie es ein Diplomat formuliert.

Bildung und Justiz hat der 85-jährige Monarch ins Zentrum seiner Reformagenda gerückt, bisher die wichtigsten Spielwiesen der stramm konservativen religiösen Autoritäten. Über diese beiden Hebel, so sein Kalkül, lässt sich die Gesellschaft langfristig öffnen. „Ausbildung sollte eigentlich die Köpfe erhellen, bei uns hat sie sie verdunkelt“, beklagt Mohammed al-Zulfa, der zwölf Jahre lang im Schura-Rat saß, einer Art Parlament mit 150 Mitgliedern, die alle vom König ernannt worden sind. Ein Drittel der Schul- und Studienzeiten ging bisher mit Koranauslegung und Scharia-Unterricht drauf. Statt Vokabeln zu lernen und sich Formeln einzuprägen, büffeln die saudischen Schüler heilige Suren aus dem Koran und Episoden aus dem Leben des Propheten Mohammed. Jahrzehntlang galten die religiös überfrachteten Curricula als sakrosankt.

Al-Zulfa weiß, dass er sich Missverständnissen aussetzt, aber für ihn ist der 11. September 2001 bis heute „ein Glück für Saudi-Arabien“. Warum? „Weil wir endlich damit konfrontiert wurden, dass wir ein Problem mit der Religion haben.“ Wäre die Gesellschaft damals nicht wachgerüttelt worden, „diese Leute hätten uns alle in die

Hölle gebracht“, sagt der Politikprofessor, aus dessen Heimatregion die Hälfte der saudischen Attentäter stammte. Die entscheidende Zäsur sieht er im 20. November 1979 – ein Datum, das im Westen heute längst vergessen ist. Damals stürmten Gotteskrieger die große Moschee in Mekka. Zwei Wochen lang dauerten die Kämpfe, Hunderte von Pilgern starben, am Ende lag das wichtigste Heiligtum des Islams teilweise in Trümmern. Die Monarchie reagierte mit einem ebenso fundamentalen wie reaktionären Kurswechsel.

Die Gewalttäter exekutieren, ihre geistigen Brandstifter befrieden, so lautete fortan die Marschroute. Und dann wurde in puncto religiöse Strenge kräftig nachgearbeitet. Frauen mussten sich verschleiern, Männer ließen sich Bärte wachsen, selbst in den Dörfern erschienen Religionspolizisten. Und bald waren die Jungen konservativer als die Alten. „Meine Mutter ging ganz selbstverständlich in die Schule und meldete uns Kinder zum Unterricht an“, erinnert sich der 65-Jährige, der gerne laut und herzlich lacht. Heute dagegen dürfen Frauen noch nicht einmal alleine zum Klassenlehrer gehen und fragen, wie es mit ihren Sprösslingen läuft.

Das Reformprogramm ist vor allem eine Initiative des Königs. Bürgerbeteiligung ist nicht vorgesehen, eine politische Opposition gar unerwünscht. „Es gibt keine Parteien und kein politisches System, nur sehr wenige Saudis sind bereit, sich politisch zu engagieren“, beklagt Fouad Farhan, der es als Blogger in Saudi-Arabien zur Berühmtheit gebracht hat. Auf zwanzig bis hundert schätzt er die Zahl der Aktivisten im ganzen Land. Mit Besuchern trifft er sich gerne auf einen Milchkafee im

„Nur wenige Saudis sind bereit, sich politisch zu engagieren.“

Fouad Farhan, aktiver Blogger

Attalla-Center mit Blick auf die Corniche von Dschidda. Die äußere Aufmachung ist westlich de luxe, die innere Organisation saudisch-puritanisch. Wegen der strikten Geschlechtertrennung sind alle Restaurants und Cafés doppelt oder haben getrennte Etagen – unten Sushi für die Männer, oben Sushi für die Frauen, die in wuchtigen Geländewagen vorgefahren werden, weil sie selbst nicht ans Steuer dürfen.

Seine virtuelle Negativhitliste „drei Minister, drei Kleriker und drei Geschäftsleute mit denen Sie niemals an einem Tisch sitzen möchten“ brachte Farhan 2007 nicht nur zahllose Nachahmer im Netz ein, sondern auch 137 Tage Einzelhaft. Keine Bücher, den ersten Besuch nach 62 Tagen, zwei Telefonate mit seiner Mutter zu Hause auf dem Dorf – das war alles.

Erst als diese ihm sagte, der „König von Amerika“ habe sich bei einer Rede für ihn eingesetzt, „da wusste ich, dass ich nicht vergessen war“. Seine Freilassung verdankte der 35-jährige Vater zweier Kinder am Ende George W. Bush – „nichts, auf das ich stolz bin“, wie er sagt.

Ältere Oppositionelle, wie Abdullah al-Hamid, haben ganz anderes durchgemacht. Der frühere Literaturprofessor saß lange im Gefängnis wegen eines Buches über Menschenrechte und einem Spottgedicht über arabische Potentaten. 2004 sollte er für weitere sieben Jahre hinter Gitter, weil er die Einführung einer konstitutionellen Monarchie gefordert hatte. Im Urteil hieß es, er habe die nationale Einheit gefährdet, die Machthabenden herausgefordert und die öffentliche Meinung gegen den Staat aufgewiegelt. Nach 16 Monaten begnadigte ihn der jetzige König Abdullah. Bis heute blutet der 59-Jährige von Zeit zu Zeit aus dem linken Ohr, eine späte Folge von früheren Folterungen.

Wenig Chancen für Erneuerung

Kirgisistan Von innen heraus ist das Land auch nach dem Umsturz kaum zur Demokratisierung fähig. *Von Dieter Fuchs*

Die Aussichten für Kirgisistan sind nicht rosig. Großfamilien bestimmen die Geschicke des kleinen asiatischen Landes. Doch die Eliten des Nordteils hatten schon vor fünf Jahren abgewirtschaftet, die des Südens haben dies seit der Tulpenrevolution 2005 gründlich nachgeholt. Das verarmte Volk hat seinem verzweifelten Willen nach Wandel nur mit Gewalt Geltung verschaffen können, was die ebenfalls korruptierten Sicherheitskräfte, die mittlerweile übergelaufen sind, mit extremer Härte beantwortet haben. Eine Lage, die Demokratisierung und daraus folgend eine Wirtschaftspolitik für das Volk wenig wahrscheinlich machen.

Hinzu kommt, dass Kirgisistan ein Spielball der großen Mächte ist. Traditionell sieht Russland Zentralasien als seinen Hinterhof. Die USA versuchen seit dem Zerfall der Sowjetunion, einen Fuß auf zentralasiatischen Boden zu bekommen, um die gigantischen Rohstoffreserven dort mit nutzen zu können. Auch der Afghanistankrieg mit den dafür notwendigen Nachschubwegen macht die Region interessant für die USA. Von innen heraus ist das zurückgebliebene Land zur Erneuerung kaum fähig. Die größte Chance dafür bestünde, wenn sich Moskau und Washington über eine Abgrenzung ihrer Interessen dort einig würden und daraus eine stringente Hilfspolitik für das Land entwickeln würden.

Athen in Not

Schuldenkrise Das Vertrauen in die Zahlungsfähigkeit Griechenlands schwindet dahin. *Von Joachim Worthmann*

Nach dem Krisengipfel der EU, die Griechenland im Notfall Hilfe versprochen, schien es eine Zeit lang so, als ob dem Land ein neuer Vertrauensvorschuss an den Märkten gewährt würde. Athen konnte eine große Anleihe platzieren, die Risikoaufschläge für griechische Papiere sanken. Doch inzwischen ist der Vorschluss offensichtlich aufgezehrt. Die griechische Regierung muss für neue Schulden immer höhere Zinsen zahlen – und das ziemlich geplünderten Kassen. Ein Teufelskreis: die Schuldenkrise treibt die Schuldenkrise. Die nächsten Kandidaten geraten wieder ins Blickfeld, und damit gerät auch der Euro unter Abwertungsdruck, was auf Dauer die Gemeinschaft nicht untätig bleiben lassen kann, auch wenn eine schwächere Währung die Exporte beflügeln mag.

Es ist daher abzusehen, dass die Europäer ihren Zusagen auch Taten folgen lassen müssen. Anders scheint Hellas nicht zu stabilisieren zu sein. Denn eines ist sicher: der Spekulation gegen Athen werden Spekulationen gegen andere Euroländer folgen, gelingt es nicht, den Griechen im Kampf gegen ihre finanzielle Not so beizustehen, dass sie ihn mit einiger Aussicht auf Erfolg auch gewinnen werden. Europa ist das Projekt einer Solidargemeinschaft, in der alle voneinander abhängen. Insoweit wäre die Hilfe gut angelegt, gerade wenn man den Griechen genau auf die Finger sieht.

Unten rechts

Theaterrauch

Die holländische Gemeinde Lochem sucht Freiwillige für ihr kommunales Theater. Genauer gesagt: sie sucht menschliche Rauchmelder. Sie sollen bei den Aufführungen nicht nur Augen und Ohren aufpassen, sondern besonders die Nase und mächtig Alarm schlagen, sobald es nach Verschmurgeltem riecht. Wie lange es dann dauert, bis die Feuerwehr eine Leitung zum Fluss Berkel gelegt und alles ordentlich unter Wasser gesetzt hat, lässt sich von hier aus schwer sagen, aber die Holländer haben ja wahrscheinlich ihre eigenen Sicherheitsbeauftragten und werden schon wissen, was sie tun. Auf jeden Fall sollen die Supernasen unter den Theaterfreunden der Stadt das Geld für eine neue vollautomatische Rauchmeldeanlage sparen. Gute Idee im Prinzip, aber sicher nur ein Anfang.

Gerade bei den populären Zündelstücken „Biedermann und die Brandstifter“, „Nathan der Heiße“, „Flammler“ etc.) könnten Besucher auch die schweren Brandschutztüren bewachen. Man bräuchte auch keine extra bezahlte Souffleuse, wenn die Zuschauer aus der ersten Reihe ein eigenes Libretto mitbrächten. Garderobendienste, Ticketverkauf und Häppchentheke dürften sowieso kein Problem sein. Und hat sich die Mitmachidee erst durchgesetzt, darf auf jeder mal die Regie übernehmen. Im Stil von Volker Lösch oder so. *Matthias Schmidt*